

Bekenntnis zu demselben Gott?*)

ANDREAS PANGRITZ

„Sein in der Begegnung“, das ist ein solches Sein, in welchem der Eine dem Anderen in die Augen sieht. ... Wenn der Eine dem Anderen wirklich in die Augen sieht, dann geschieht ja automatisch auch das, dass er sich vom Anderen in die Augen sehen lässt. ... In dem Maß, als wir aus uns herausgehen, uns also nicht weigern, den Anderen zu erkennen, uns nicht fürchten davor, auch von ihm erkannt zu werden, existieren wir menschlich.

(Karl Barth, Die Kirchliche Dogmatik, III/2, 299. 301)

Zu den besonderen Verdiensten der Ausstellung „Jede hat ihren Glauben, aber es ist ein Gott“ gehört die Tatsache, dass sie aus der lebendigen Begegnung zwischen christlichen und muslimischen Frauen heraus entstanden ist. Sie löst damit eine Forderung der jüngsten Handreichung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) zum „Zusammenleben mit Muslimen in Deutschland“ ein: „Sich ... auf eine Religion als Ganzes einzulassen und sie aus ihrem eigenen Sinnzusammenhang verstehen zu wollen, gelingt nur in der Orientierung an einem ‚Ethos des Dialogs, ... den anderen so zu verstehen, wie er sich selbst versteht‘ [H. J. Margull]. Dazu bedarf es der Begegnung mit Vertretern der fremden Religion und deren Selbstverständnis.“¹

Zum Selbstverständnis des Islam zählt aber offenbar auch die Aussage einer muslimischen Frau, auf die der Titel anspielt, den die Ausstellung erhalten hat: „Ich denke jetzt, dass jeder seinen Glauben hat. Aber es ist *ein* Gott.“

Der Satz regt zum Nachdenken an und stellt eine Herausforderung für die christliche, insbesondere die protestantische Theologie dar. Die zitierte Handreichung der EKD aus dem Jahr 2000 ist hier merkwürdig zögerlich. Zwar ist unbestreitbar, dass „vieles, was auf den ersten Blick als Gemeinsamkeit erscheint, bei genauerem Hinsehen unverwechselbare Besonderheiten und dabei auch Differenzen erkennen lässt“.² Das gilt auch von den unterschiedlichen Vorstellungen, die sich Juden, Christen und Muslime von dem „einen Gott“ machen. Es ist aber nicht einzusehen, warum die Handreichung gegenüber dem muslimischen Selbstverständnis, sich zu demselben Gott wie Juden und Christen zu bekennen, einschärft: „Die Rede von dem einen Gott sagt nicht dasselbe wie die verbreitete

*) Leicht überarbeitete Fassung des Grußworts zur Eröffnung der Ausstellung „Jede hat ihren Glauben. Aber es ist ein Gott“ (Aachen 2003); vgl. den Ausstellungskatalog: „Jede hat ihren Glauben. Aber es ist ein Gott.“ *Begegnungen mit muslimischen Frauen*, hg. v. Miriam Neubert u. Ursula Rudnick, Hannover 2003, 14-17.

¹ Zusammenleben mit Muslimen in Deutschland. Gestaltung der christlichen Begegnung mit Muslimen. Eine Handreichung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, 2000, 22.

² A.a.O., 23.

Meinung ‚Wir glauben doch alle an denselben Gott‘.“ Diese Behauptung lasse offen, „wer Gott ist“.³ Erst, wo die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus und das „Bekenntnis zum dreieinen Gott“ zur Geltung gebracht wird, kann die Handreichung auch „denselben Gott“ erkennen.

Solches Zögern der Handreichung der EKD gegenüber muslimischem Selbstverständnis überrascht. Nicht nur lässt es das geforderte „Ethos des Dialogs“ doch wohl vermissen, vielmehr stellt es auch einen Rückfall hinter einen bereits einmal erreichten Stand der Diskussion dar, wie er insbesondere im Blick auf das christlich-jüdische Verhältnis formuliert worden ist.

Der große Rabbiner Leo Baeck hat in seinem Todesjahr 1956 einen Vortrag über „Judentum, Christentum und Islam“ gehalten, über „das, was eint, und das, was trennt“. Das, was alle drei abrahamitischen Religionen eint, so Leo Baeck, sei vor allem das Bekenntnis zu dem „einen Gott“.⁴ Auf katholischer Seite hat die Erklärung „Nostra Aetate“ des Zweiten Vaticanums (1965) den entscheidenden Durchbruch gebracht, in der nicht nur das christlich-jüdische Verhältnis auf eine neue Grundlage gestellt worden ist, sondern auch mit „Hochachtung“ von den Muslimen geredet wird, die „den alleinigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat“.⁵ Innerhalb der Evangelischen Kirche sind solche Aussagen bis heute offenbar nicht konsensfähig. So muss sich die Konzilserklärung „Nostra Aetate“ von der EKD vorhalten lassen, sie laufe Gefahr, in „theologische Sackgassen“ zu führen, indem sie den Islam nur „selektiv“ wahrnehme.⁶

Im Blick auf das christlich-jüdische Verhältnis war die EKD schon einmal weiter, obwohl die Menschwerdung Gottes und das Bekenntnis zum dreieinen Gott die christliche Gotteserfahrung von der jüdischen unterscheidet. Gleichwohl formulierte bereits die erste Studie „Christen und Juden“ aus dem Jahr 1975: „Juden und Christen bekennen sich zu dem einen Gott, dem Schöpfer und Erlöser.“⁷ Ähnlich dann der Rheinische Synodalbeschluss „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden“ aus dem Januar 1980: „Indem wir umkehren, beginnen wir zu

³ A.a.O., 18.

⁴ Leo Baeck, Judentum, Christentum und Islam [Bruxelles, 22. April 1956], 4 u. 16.

⁵ Die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen „Nostra Aetate“ (1965), in: Karl Rahner / Herbert Vorgrimler, Kleines Konzilskompendium. Alle Konstitutionen, Dekrete und Erläuterungen des Zweiten Vaticanums in der bischöflich beauftragten Übersetzung, Freiburg i. Br. 1966, 357.

⁶ Zusammenleben mit Muslimen in Deutschland, 21.

⁷ Christen und Juden. Eine Studie des Rates der EKD, Gütersloh 1975, 9.

entdecken, was Christen und Juden gemeinsam bekennen: Wir bekennen beide Gott als den Schöpfer des Himmels und der Erde und wissen, dass wir als von demselben Gott durch den aaronitischen Segen Ausgezeichnete im Alltag der Welt leben.“⁸ Sollten entsprechende Aussagen nicht auch im Blick auf den Islam möglich sein?

Immerhin hatte die erste vom Ökumenischen Rat der Kirchen vorbereitete Konferenz von Christen und Muslimen in Cartigny bei Genf 1969 gefordert, „die Behauptung, Christen und Muslime beteten zu verschiedenen Göttern, künftig zu unterlassen“.⁹ Entsprechend hat die Rheinische Landeskirche – mutiger als die zitierte Handreichung der EKD – im Jahr 1998 eine Orientierungshilfe „Zur Frage gemeinsamen Betens“ von Christen und Muslimen herausgegeben, in der es heißt: „Es ist ein Gott, der an Christen und Muslimen, ja an allen Menschen handelt, auch wenn sie ihn verschieden verstehen und verehren, ihn ignorieren oder ablehnen.“¹⁰ Ausdrücklich betont die Orientierungshilfe, es entspreche dem „Selbstverständnis“ der Muslime, „dass sie ... zu dem auch nach ihrer Lehre bereits in der Bibel bezeugten Gott beten“, ohne dass die „großen Unterschiede“ in bezug auf „das Gottesbild“ verschwiegen werden.¹¹ So heißt es an anderer Stelle: „Christen und Muslime stehen zwar vor demselben, dem einen Gott, zusammen mit den Juden – es gibt nur ihn –, aber ihr Gottesverständnis ist von ihren Gotteserfahrungen her so verschieden, dass ein von allen in allem mitgetragener Gottesdienst um der Ehrlichkeit voreinander und vor Gott willen nicht möglich ist.“¹²

Woran liegt das protestantische Zögern, von einem Bekenntnis zu demselben Gott bei Juden, Christen und Muslimen zu reden? Die zitierte Handreichung der EKD verweist auf Martin Luthers einflussreiche Auslegung zum ersten Gebot im „Großen Katechismus“ (1529), wo es heißt: „Woran du dein Herz hängst und worauf du dich verlässt, das ist eigentlich dein Gott.“¹³ Eindrucksvoll an dieser Auslegung ist der enge Zusammenhang, den Luther zwischen Glaube und Gott sieht, so eng, dass Gott und Abgott, wie Luther sagt, vom Glauben geradezu „gemacht“ werden.¹⁴ Es geht

⁸ Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden, 2., erweiterte Aufl., Düsseldorf 1985, 11.

⁹ Vgl. Christen und Muslime nebeneinander vor dem einen Gott. Zur Frage gemeinsamen Betens. Eine Orientierungshilfe, Düsseldorf 1998, 31.

¹⁰ A.a.O., 23.

¹¹ A.a.O., 26f.

¹² A.a.O., 36.

¹³ Zusammenleben mit Muslimen in Deutschland, 18; vgl. Martin Luther, Der grosse Katechismus. 1529, in: Luthers Werke in Auswahl, hg. v. O. Clemen, Bd. 4, Bonn 1913, 4 (sprachlich modernisiert).

¹⁴ Vgl. M. Luther, *ibid.*: „... wie ich oft gesagt habe, dass allein das Trauen und Glauben des Herzens macht beide: Gott und Abgott. Ist der Glaube und Vertrauen recht, so ist auch dein Gott recht; und wiederum, wo das Vertrauen falsch und unrecht ist, da ist auch der rechte Gott nicht; denn die zwei gehören zuhaufe: Glaube und Gott“ (sprachlich modernisiert).

im Bekenntnis zu dem „einen Gott“ also nicht um eine abstrakte, rationale Theorie von der Einheit Gottes, die man dann „Monotheismus“ nennen könnte; es geht um eine lebendige Beziehung, ein Vertrauens-, ein Herzensverhältnis. Soweit, so gut.

Und doch kippt hier etwas um: Gott gerät in Abhängigkeit von dem Bild, das mein Herz sich von ihm macht. Mein Glaube macht meinen Gott. Wo der Glaube recht ist, ist auch Gott recht. Wo der Glaube falsch ist, handelt es sich um einen Abgott. Wenn derart alles am Glauben hängt, wenn der eine Gott dem Bild, das sich mein Herz von ihm macht, unterworfen wird, dann folgt daraus letztlich, dass Andersgläubige, die Gott anders verehren als die Christen, auch einen anderen, einen falschen Gott verehren: Judentum ist für Luther Gotteslästerung.¹⁵ Entsprechendes gilt dann auch von der Gottesverehrung der Muslime: Sie kann nicht mehr als eine andere Weise, denselben Gott zu verehren, wahrgenommen werden, sondern nur noch als Irrglaube.

Wie könnte eine evangelische Umkehr aus dieser theologischen Sackgasse aussehen? Die Rheinische Orientierungshilfe aus dem Jahr 1998 gibt einen gangbaren Weg an, indem sie den Unterschied „zwischen Gott und Gottesbildern“ betont: „Auch wenn Menschen und Religionen verschieden von Gott reden, schafft die Vielzahl von Gottesbildern und Religionen keine Vielzahl von Göttern.“¹⁶ Letztlich erinnert diese Unterscheidung an den Sinn des biblischen – und koranischen! – Bilderverbots, der in christlicher Tradition zu oft in Vergessenheit geraten ist: Gott selbst, der Schöpfer des Himmels und der Erde, der ewige NAME, der sich immer wieder neu als Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs offenbart hat, bleibt der Herr des Geschehens. Nicht unser Glaube macht Gott, wie Luther formuliert, sondern Gott macht den Glauben. Der Gott Israels lebt noch einmal jenseits unserer verschiedenen Glaubensweisen, jenseits der Bilder, die wir uns immer wieder von ihm machen. In der Art und Weise unseres Bekenntnisses zu dem einen Gott, in unseren Gottesdiensten mögen wir verschiedene Wege gehen. Gott selbst bleibt derselbe, so dass der Titel der Ausstellung recht behält: „Jede hat ihren Glauben. Aber es ist *ein* Gott.“

¹⁵ Vgl. M. Luther, Von den Juden und ihren Lügen (1543), in: Werke, Bd. 53, Weimar 1914, 536 u.ö.

¹⁶ Christen und Muslime nebeneinander vor dem einen Gott, 23.